

Gnade theilhaftig werden zu lassen“. Sieben Jahre baue er nun am Schloß, „alle andere Weltlust in der Zeit vermeidend“, der „allerhöchste Gott habe seinen Segen dazu verliehen“, daß sein Werk nicht allein bis hierher glücklich geführt worden sei, sondern auch „weit und breit in der Welt großen Ruhm erhalten“. Jene Gnade werde ihm „zu seinen Werken einen neuen Geist und Lust erwecken“, damit er „was Rechtes und Großes in der Welt ausrichten“ könne. Es ist in diesem Schreiben die Sprache eines selbstbewußten, vorwärts strebenden Künstlers in stolzer Bescheidenheit gesprochen.

Sein Gesuch hatte den gewünschten Erfolg. Am 2. Juni 1705, mitten in der Zeit des nordischen Krieges, erhielt der Meister wegen „zu besonderem Vergnügen“ des Königs geleisteter Dienste 8000 Thaler ohne Abzug der Marine-Jura geschenkt. Diese Gnadenbezeugung stellt den Höhepunkt in Schlüter's Leben dar.



Aber viel fehlte ihm noch zu einer Stellung, wie sie Eosander einnahm. Jener war General und Diplomat, und obgleich im Range als Baubeamter unter ihm stehend, doch am Hofe ein Mann von Ansehen. Zwar führt Schlüter im amtlichen Berliner Adreßbuch seit 1705 den Titel eines Oberschloßbaudirektors, erscheint er seit 1706 als Herr von Schlüter, wie ihn auch Broebes in einem seiner Stiche nennt. Aber es hat nicht nachgewiesen werden können, daß er wirklich geadelt worden sei. Wahrscheinlich ist es nach dem Stand der Dinge in Deutschland nicht. Noch hatte bei Hof der Adel den unbedingten Vorzug. Selbst das Geld, das sonst den ersten Rang habe, wie Coën sagt, müsse hier zurückstehen: der reichste Kaufmann werde weniger geehrt als der ärmste Fahnenjunker. Aber man adelte doch Kaufleute, während Künstler Gleiches zu jener Zeit nicht zu Theil wurde. Nur in Rom und seit Bernini's und Lebrun's Auftreten auch in Paris traten diese in die ersten gesellschaftlichen Kreise. Die großen Meister des Barock wurden zum Cavaliere, Hardouin Mansart, der Vollender des Schlosses Versailles, zum Grafen ernannt. Schlüter erhob sich wahrscheinlich nie über die bürgerlichen Kreise. Obgleich sein Gehalt ein für jene Zeit hoher war, obgleich er wohl noch

mancherlei nebenbei verdiente, blieb seine Art, mit großen Herren zu verkehren, die des bescheiden Geborenen. Und auch in jenem Augenblicke der Anerkennung zog ihn ein unheilvolles Geschick nieder. Damals war er in vollster Manneskraft, 43 Jahre alt, gekrönt vom Erfolg, gefeiert in Künstlerkreisen und über diese hinaus, ausgezeichnet von dem Hofe, dem er diente. Keine Nachricht spricht sich dagegen aus, daß er sich im eigenen Hause in der Brüderrstraße, an der Seite seiner Gattin und seiner Kinder — er braucht die Mehrzahl bei Erwähnung derselben — nicht glücklich befunden habe — und dennoch mag er nicht zum Genuß aller dieser Umstände gekommen sein, weil eine schwere Sorge ihn drückte: das Emporkommen seines persönlichen und künstlerisch grundsätzlichen Gegners Eosander; und ein immer schwerer zu versteckendes Mißgeschick, welches die Dauer des Münzthurmes, jenes Prunkstückes am Schlosse, in Frage stellte: mehr und mehr zeigten sich an diesem Risse, welche seinen Einsturz herbeizuführen drohten.



Neben Schlüter stieg Eosander, getragen durch seinen gesellschaftlichen Rang, seine weltmännische Bildung, seine diplomatischen Erfolge immer höher. Seine Stellung mußte zu Reibereien mit dem ersten Baubeamten des Landes führen. Denn an einem Hofe wie der preußische jener Zeit war, ist nicht für strenge Abgrenzung der Machtbefugniß jedes Einzelnen gesorgt. Der Wille des Königs und Jener, welche denselben zu lenken verstehen, entscheidet; die einzelne Persönlichkeit ist ein Spielball der Launen unberechenbarer Gewalten, die nach Erfüllung ihrer Wünsche mit rücksichtslosem Angestüm drängen. In solchen Zeiten gilt das Ich des Künstlers nur insofern, als es jenen Wünschen dient. Niemand denkt daran, es aus persönlichen oder gar künstlerischen Gründen zu schonen, wenn der Trieb der Zeit gegen sein Walten sich wendet, Niemand scheut sich die ideellen Rechte eines Meisters auf einheitliche Vollendung seines Werkes zu achten, wenn andere Gründe die Einmischung fremder Hände wünschenswerth machen. Darum ist es für jene Zeit der Fürstenwillkür so schwer, die Grenzen der Thätigkeit jedes einzelnen Künstlers festzustellen, weil man es selten der